

Günter Kunert

## Wir Untiere – ein Geleitwort

Es erscheint mir, als sei es erst gestern gewesen, da ich dem *Untier* begegnet bin, und doch liegt unser Zusammentreffen über dreißig Jahre zurück. Unser Vermittler war Wolfram Schütte, einstmals Feuilletonredakteur der *Frankfurter Rundschau*, der meine Sichtweise auf die Welt recht gut kannte. So ließ er mir (zwecks Rezension) Ulrich Horstmanns *Untier* zukommen, wohlwissend, daß mich kein Untergangsszenario schrecken konnte. Vordem hatte er mich bereits mit Theodor Lessings *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen* erfreut, um mich weiterhin in dem zu bestätigen, was man billigerweise ‚Pessimismus‘ zu nennen pflegt. Die Lektüre des *Untiers*, die Hoffnung auf den endgültigen Abgang des Menschen von diesem Planeten, verblüffte mich nun doch, und ich wußte nicht, wie ich mit diesem umfangreichen Essay umgehen sollte. Meinte Horstmann das ernst, oder handelte es sich um eine verkappte Satire? War das eine Warnung in der langen Reihe von Endzeitprophetien oder eine Aufforderung, sich doch mit dem Unausweichlichen einverstanden zu erklären? War das eine Variante des Sintflut-Mythos, nur ohne Arche, Taube und Berg Ararat? Mit der Unheilserwartung, bei Horstmann das einzige Heil, war ich immerhin konform. Schließlich hatte ich bereits eine Generalübung für einen Weltuntergang in Berlin während des Krieges miterlebt und konnte mir eine umfassendere Wiederholung leicht vorstellen. In den frühen achtziger Jahren rechnete man sowieso mit dem Schlimmsten – nach Horstmann also dem Besten, was uns passieren konnte. Und hatte nicht der eher dem solitären Tod zugeneigte Thomas Mann schon vor Horstmann das *finis terrae* in seiner Schiller-Rede beschworen?

Das letzte Halbjahrhundert sah eine Regression des Menschen, einen Kulturschwund der unheimlichsten Art, einen Verlust an Bildung, Anstand, Rechtsgefühl, Treu und Glauben, jeder einfachsten Zuverlässigkeit, der beängstigt. Zwei Weltkriege haben, Rohheit und Raffgier züchtend, das intellektuelle und moralische Niveau (die beiden gehören zusammen) tief gesenkt und eine Zerrüttung gefördert, die schlechte Gewähr bietet gegen den Sturz in einen dritten, der alles beenden würde. [...] Ohne Gehör für [Schillers] Aufruf zum stillen Bau besserer Begriffe,

reinerer Grundsätze, edlerer Sitten, „von dem zuletzt alle Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes anhängt“, taumelt eine von Verdummung trunkene, verwahrloste Menschheit unterm Ausschreien technischer und sportlicher Sensationsrekorde ihrem schon gar nicht mehr ungewollten Untergang entgegen.

Abgesehen davon, daß sich immer wieder human gesinnte Dichter erfolglos an „die tauben Ohren der Geschlechter“ gewandt haben und daß die immer neu beschworene Menschheit ohnehin nie auf die Wohl- und Gutmeinenden hört, beweist Thomas Mann hier eine Radikalität, wie sie auch Horstmanns Text präsentiert.

Während man Thomas Manns krasse Absage höflich ignorierte, regte man sich über Horstmanns „Menschenflucht“ gewaltig auf, denn das Ungeheuerliche durfte nicht einmal gedacht werden, wobei gegen dessen mögliche Exekution die Einwände spärlich waren und in der allgemeinen Funktionalität verschwanden.

Jedenfalls war mir das Buch nahe- und nachgegangen, so daß ich mich dafür einsetzen wollte. Zufällig (und ich ahne nicht einmal, wer mich dazu berufen hatte) wurde mir die Jurorenrolle für den Kleist-Preis angetragen, für den es stets nur einen Juror gab. Keine Frage: Horstmann war mein Favorit. Jemand, der so risikofreudig sein Denken vor einem dösenden Publikum ausbreitete, mußte laut gewürdigt werden. Der Preis wurde in Hamburg vergeben, dort trafen wir uns, Autor mit Autor *d'accord*, um uns auch später – obwohl selten – wiederzusehen. Ferner schickten wir einander unsere Produkte und sahen, daß wir unverändert übereinstimmten.

Nach dem scheinbaren Ende des Kalten Krieges und dem aufkeimenden, unsinnigen Glauben an eine zeitlich unbegrenzte Phase des Friedens meinte man, daß sich – bis auf kleinere Scharmützel in der Dritten Welt – alles in Wohlgefallen auflösen würde. Wer das ernst nahm, kannte das Untier nicht. Als gäbe es plötzlich keine divergierenden wirtschaftlichen und politischen Interessen mehr, von denen das Untier und seine großen und kleinen Gefolgstiere gesteuert werden. Nun also ist das quälende Gefühl der Unsicherheit, der Bangigkeit zurückgekehrt. Die Scharmützel ereignen sich nicht „fern, wo die Völker aufeinanderzuschlagen“, sondern direkt vor unserer Haustür. Und wir sitzen vor dem Fernseher und betrachten die Kämpfe und Leichen, die Flüchtlingsströme und Ruinen von Städten, die fatal unseren eigenen von gestern gleichen. Und wenn wir uns am Schrecken sattgesehen und über den irrwitzigen Blödsinn des so

genannten *entertainment* gelacht haben, dürfen wir einen Blick in die Zukunft werfen, die, als handele es sich um ein Drehbuch von Horstmann, auf dem Bildschirm bereits stattgefunden hat.

*Welt ohne Menschen* ist der Titel einer Serie im Horstmann'schen Sinne. Jeder Streifen ist unterteilt in „fünfzig Jahre nach dem Menschen“, „einhundert Jahre nach dem Menschen“, „tausend Jahre nach dem Menschen“, und wir dürfen zusehen, wie die stolzen Bauten in sich zusammensacken, wie die großen Werke zerfallen, alles Metall verrostet, alles Papier – nebst der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung – zu Staub zerfällt, die Tauben und Spatzen es sich in den Trümmern gemütlich machen, die Wölfe durch die kaum noch erkennbaren Straßen streifen, der Wind die Bäume biegt und New York wieder eine kleine hügelige Insel zwischen zwei Flüssen geworden ist – ein Anblick ungeheurer, ungeheuerlicher Friedlichkeit. Über diese Sendung habe ich nirgendwo ein Wort gelesen, keine Kritik, keine Zustimmung, nichts. Als wage man nicht, an das zu rühren, was uns so überzeugend an die Wand gemalt worden ist. Die Bilderfolge ist echo- und natürlich folgenlos abgelaufen, weil die Abstumpfung oder die Resignation („Man kann ja doch nichts machen!“) oder die Ignoranz zum vorherrschenden Verhaltensmuster wurde.

Und Ulrich Horstmann könnte mit Recht den Titel eines Buches von Theodor Lessing als für das eigene Werk gültig adaptieren: „Ich warf eine Flaschenpost ins Eismeer der Geschichte.“

3.9.2014